

2)

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Geß.

Bef-Agamalow lächelte mit breitem strahlenden Gesicht.

„Was? Stimmt Du mir bei? Wetkin, ich sage Dir: Lerne fechten. Bei uns im Kaukasus lernen es alle von klein auf. Ueben Siebe auf Ruten, auf tote Hammel, auf Wasser...“

„Aber auf Menschen?“ flocht Bbow ein.

„Auch auf Menschen,“ erwiderte Bef-Agamalow ruhig.

„Und wie hauen sie! Schneiden mit einem Sieb einen Menschen von der Schulter bis zur Hüfte mitten durch. Das ist ein Sieb! Die halten sich aber auch dran!“

„Verstehst Du das auch, Bef?“

Bef-Agamalow seufzte bekümmert.

„Nein, ich kann das nicht... Einen jungen Hammel schneide ich mitten durch... Gab's sogar mit einem Kalb versucht... Einen Menschen aber, nein — den hau' ich nicht durch. Den Kopf schide ich zum Teufel, das weiß ich, aber so quer durch... Nein. Mein Vater machte das mit Leichtigkeit...“

„Nun, meine Herren, kommen Sie, probieren wir,“ bat Bbow mit brennenden Augen, „Bef, Liebster, bitte, komm!“

Die Offiziere traten zur Lehmpuppe. Zuerst hieb Wetkin. Er gab seinem gutmütigen, einfältigen Gesicht einen wütenden Ausdruck und schlug aus Leibeskräften mit weitem, ungeschicktem Schwung auf den Lehm los. Gleichzeitig gab er unwillkürlich den charakteristischen Ton „Nach!“ von sich, den die Schlächter hören lassen, wenn sie ein Kind zerlegen. Die Schneiden drang eine Viertelstunde in den Lehm ein, und Wetkin zog den Degen mit Mühe wieder heraus.

„Schlecht!“ meinte Bef-Agamalow kopfschüttelnd.

„Sie — Romaschow...“

Romaschow zog den Degen aus der Scheide und setzte verwirrt den Aneifer zurecht. Er war mittelgroß, hager und ziemlich kräftig für seinen Wuchs, infolge großer Schüchternheit aber ungeschickt. Rapierfechten konnte er nicht mal auf der Kriegsschule, und während des halben Dienstjahres hatte er diese Kunst ganz verlernt. Er hob die Waffe hoch über den Kopf und streckte gleichzeitig instinktiv die linke Hand vor.

„Die Hand!“ schrie Bef-Agamalow.

Aber es war schon zu spät. Die Spitze ritzte nur ganz leicht den Lehm. Romaschow, der großen Widerstand erwartet hatte, verlor das Gleichgewicht und schwankte. Die Säbelschneide schlug gegen seine vorgestreckte Hand und riß vom Ende des Zeigefingers einen Hautfetzen ab. Blut spritzte.

„Ach! Da sehen Sie!“ rief Bef-Agamalow böse und stieg vom Pferd. „So hauen Sie sich leicht die Hand ab. Wie kann man nur so mit dem Säbel umgehen? Na, macht nichts, Bagatelle, wickeln Sie fest das Schnupftuch drum, Sie — höhere Tochter! Galt's Pferd, Fährlich. Nun also, geben Sie acht. Die Hauptsache beim Sieb liegt nicht in der Schulter und nicht im Ellbogen, sondern hier in der Biegung des Handgelenks.“ Er machte einige schnelle kreisförmige Bewegungen aus seinem rechten Handgelenk, und die Säbelschneide erschien über seinem Kopfe wie ein dichter, blinkender Kreis. „Jetzt sehen Sie her: die linke Hand lege ich zurück auf den Rücken. Wenn Sie den Sieb führen, so schlagen und hauen Sie nicht etwa den Gegenstand, sondern zerschneiden ihn, als wenn Sie sägen, und halten den Säbel zurück, verstehen Sie? Außerdem merken Sie sich fest: die Fläche des Säbels muß unbedingt geneigt zur Siebfläche sein, unbedingt. Davon wird der Winkel später. Da, geben Sie acht.“

Bef-Agamalow trat zwei Schritte von dem Tonbild zurück, durchbohrte es mit einem scharfen, zielenden Blick, stürzte plötzlich, während der Säbel hoch in der Luft blühte, vorwärts und führte mit einem schrecklichen, für das Auge unsahbaren Ruck einen blitzschnellen Sieb. Romaschow hörte nur, wie die durchschnitene Luft durchdringend pfiff, und alsbald klatschte die obere Hälfte der Puppe weich und schwer auf den Boden. Die Schnittfläche war glatt, gleichsam poliert.

„Ei der Teufel! Das ist ein Sieb!“ rief Bbow entzückt.

„Bef, Liebster, bitte, noch einmal.“

„Ja, Bef, noch mal,“ bat Wetkin.

Aber Bef-Agamalow schien zu fürchten, daß er die hervorgerufene Wirkung beeinträchtigen könne, und steckte lächelnd

den Säbel in die Scheide. Er atmete schwer und glück in diesem Augenblick mit weitgeöffneten bösen Augen, der buckeligen Nase und den entblößten Zähnen auffallend einem bösen, stolzen Raubvogel.

„Nun, was sagen Sie? War das ein Sieb?“ meinte er mit künstlicher Lässigkeit. „Mein Vater im Kaukasus schlug mit sechzehn Jahren Pferden den Hals durch. Mitten durch! Kinder, man muß sich beständig üben. Bei uns macht man das so: klemmt eine Weidenrute in einen Schraubstock und haut zu, oder läßt Wasser von oben in einem dünnen Strahl fließen und haut. Wenn es keine Tropfen gibt, war der Sieb richtig. Nun, Bbow, jetzt Du.“

Auf Wetkin kam Unteroffizier Bobylew mit erschreckter Miene zugelaufen.

„Herr Leutnant... der Regimentskommandeur kommt!“

„Sti-illgestanden!“ schrie Hauptmann Sitwa langgedehnt, streng und erregt auf dem anderen Ende des Platzes. Die Offiziere gingen schnell zu ihren Abteilungen.

Ein großer, ungefügiger Wagen fuhr langsam von der Chaussee auf den Platz und hielt an. Auf der einen Seite stieg, während der ganze Wagenkasten sich hinüberlegte, schwerfällig der Regimentskommandeur aus, auf der anderen sprang der Regimentsadjutant, Stabskapitän Fedorowski, ein hoher, patenter Offizier, leicht auf den Boden.

„Guten Tag, Sechste!“ ertönte die rauhe, ruhige Stimme des Obersten. Die Soldaten schrien laut und alle durcheinander von verschiedenen Seiten des Platzes: „Wünschen guten Tag, Herr O—O—berst!“ Die Offiziere machten Honneur.

„Bitte, die Übungen fortzusetzen,“ sagte der Regimentskommandeur und trat zum nächsten Zuge.

Oberst Schulgowitsch war durchaus nicht bei Laune. Er ging um die Abteilungen herum, legte den Soldaten auf den Garnisonsdienst bezügliche Fragen vor und schimpfte von Zeit zu Zeit in ganz gemeiner Weise mit der besonderen forschen Virtuosität, die alten Frontoffizieren bei solchen Gelegenheiten zu Gebote steht. Die Soldaten wurden durch den starren, unverwandten Blick seiner greisenhaft blassen, welken, strengen Augen gleichsam hypnotisiert, und sie sahen ihn, ohne zu blinzeln, kaum atmend und vor Schreck den ganzen Körper zusammennehmend an. Der Oberst war ein riesiger, dicker, stattlicher Greis. Sein in den Wadenknochen sehr breites, fleischiges Gesicht lief nach oben, nach der Stirn zu, zusammen, endete unten in einem dichten, silberigen Wadenbart und bildete auf diese Weise ein großes, schiefes Viereck. Die Brauen waren grau, zottig, drohend. Er sprach fast ohne den Ton zu erhöhen. Aber jeder Laut seiner ungewöhnlichen, in der ganzen Division berühmten Stimme — einer Stimme, der er, wie es hieß, seine ganze dienstliche Karriere verdankte — war an den entferntesten Stellen des weiten Platzes und sogar auf der Chaussee deutlich zu hören.

„Was bis Du?“ fragte, vor dem jungen Soldaten Scharafutdinow, der am Turngerät postiert war, plötzlich stehen bleibend, der Oberst.

„Gemeiner der sechsten Rotte Scharafutdinow, Herr Oberst!“ schrie der Tatar mühsam und heiser.

„Schäfskopf! Ich frage Dich, auf welchen Posten Du kommandiert bist?“

Der Soldat, der durch das Anschreien und das böse-artige Aussehen des Kommandeurs verwirrt war, schwieg und blinzelte nur mit den Augenlidern.

„Nu—un?“ schraubte Schulgowitsch seine Stimme in die Höhe.

„Welcher Soldat Posten steht... der ist unverleslich...“ lallte der Tatar aufs Geratewohl. „Kann ich nicht wissen, Herr Oberst,“ schloß er plötzlich leise und bestimmt.

Das volle Gesicht des Kommandeurs überzog sich mit dichter, ziegelroter Rote, und seine buschigen Brauen zogen sich zornig zusammen. Er wandte sich um und fragte scharf: „Wer hat hier Dienst?“

Romaschow trat vor und machte Honneur.

„Ja, Herr Oberst.“

„Ah — ah! Leutnant Romaschow! Sie müssen sich gut mit den Leuten beschäftigen. Knie zusammen!“ schrie Schulgowitsch plötzlich, wobei er die Augen rollte. „Wie stehen Sie im Gegenwart Ihres Regimentskommandeurs da? Hauptmann Sitwa, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie

Leutnant bei Ausführung dienstlicher Obliegenheiten vor seinem Vorgesetzten keine Haltung anzunehmen weiß . . . Du Hundeseele," wandte sich Schulgowitsch an Scharafutdinow, „wer ist Dein Regimentskommandeur?"

„Kann ich nicht wissen," erwiderte der Tatar niedergeschlagen, aber schnell und bestimmt.

„U — Uhl! . . . Ich frage Dich, wer Dein Regimentskommandeur ist? Wer bin ich? Ich, ich, ich, ich! . . . Verstanden?" Und Schulgowitsch schlug sich einige Male mit aller Kraft vor die Brust.

„Kann ich nicht wissen."

Der Oberst schimpfte mit einem langen, verwickelten, ganz gemeinen Wortschwall. „Hauptmann Sliwa, lassen Sie gefälltig diese Hundeseele sofort in voller Ausrüstung unter Gewehr treten. Mag die Kanaille unterm Gewehr verfaulen. Sie, Herr Leutnant, denken mehr an Unterröde als an den Dienst. Schwingen das Tanzbein, lesen Paul de Kod."

„Ist das ein Soldat?" stieß er Scharafutdinow mit dem Finger gegen die Rippen, „das ist — eine Gemeinheit, eine Schande, ein Ekel, aber nicht ein Soldat! . . ."

Romaschow blickte in das rote, erregte Gesicht und fühlte, wie vor Scham und Erregung sein Herz hämmerte und es vor seinen Augen dunkel wurde . . . Und plötzlich, fast unerwartet für sich selbst, sagte er dumpf:

„Es ist ein — Tatar, Herr Oberst. Er versteht kein Russisch, und außerdem . . ."

Sofort wurde Schulgowitsch's Gesicht leichenblau, die wulsten Wangen zitterten, und die Augen erschienen leer und fürchterlich.

„Was?" brüllte er mit so unnatürlich lauter Stimme, daß die Judenbuben, die auf der Chaussee auf dem Zaune saßen, wie Spähen nach verschiedenen Seiten auseinander flogen. „Was? Sie wollen noch reden? Mau — auf halten! Der Grünschnabel von Fähnrich erlaubt sich . . ."

Leutnant Fedorowski, rapportieren Sie im heutigen Tagesbefehl, daß ich Unterleutnant Romaschow wegen Unkenntnis der militärischen Disziplin vier Tage Hausarrest zudiktieren. Hauptmann Sliwa aber erteile ich einen strengen Verweis, weil er seinen jüngeren Offizieren nicht das richtige Verständnis für Dienstpflichten beizubringen weiß."

Der Adjutant machte ehrerbietig und kühl Honneur. Sliwa stand mit hölzernem, ganz ausdruckslosem Gesicht trumm da und hielt die ganze Zeit über seine zitternde Hand am Mützenkirm.

„Schämen Sie sich, Hauptmann Sliwa," brummte Schulgowitsch, der sich allmählich beruhigte, „einer unserer besten Offiziere im Regiment, alter Haudegen, und läßt die Jugend so verwahrlosen. Nehmen Sie die Leute schärfer ran, wiebeln Sie sie ohne Erbarmen. Keine Umstände machen, sind keine Damen, die zerfließen . . ."

Er wandte sich kurz um und ging in Begleitung des Adjutanten zum Wagen. Und während er sich hinsetzte, und während der Wagen auf der Chaussee umwandte und hinter der Rottenschule verschwand — herrschte auf dem Platze eine bange, unentschlossene Stille.

„Ach Leute!" meinte einige Minuten später, als die Offiziere nach Hause gingen, Sliwa verächtlich, trocken und unfreundlich, „reitet Euch der Teufel zu reden; hättet Ihr nur stillgestanden und geschwiegen, wenn auch der Herrgott selbst niedergestiegen wäre! Jetzt bekomme ich Ihretwegen im Rapport einen Verweis; wer zum Teufel hat mich in Ihre Rottte geschickt? Brauche sie so wenig, wie der Hund das fünfte Bein; sollten am Lutschebeutel laugen, aber nicht . . ."

Er sprach nicht zu Ende, schwenkte müde die Hand, drehte dem jungen Offizier den Rücken zu und schleppte sich ganz trumm und gebückt nach Hause in seine schmutzige, alte und kalte Wohnung. Romaschow sah ihm nach, blickte auf seinen verdrießlichen, schmalen, langen Rücken und fühlte plötzlich, daß trotz der kürzlichen Kränkung und des öffentlichen Skandals in seinem Innern Mitleid mit diesem einsamen, rauhen, von niemand geliebten Manne sich regte, der in der ganzen Welt nur zwei Obliegenheiten kannte: dienstliche Akkuratess seiner Rottte und tägliches, stilles, einsames Sich-betrinken abends — „zur Erlangung der nötigen Bettstüchere", wie die alten Saufkumpane sich ausdrückten.

Und weil Romaschow die etwas lächerliche, naive, bei jungen Leuten sehr häufige Gewohnheit hatte, von sich selbst in der dritten Person, in schablonenhaften Romanausdrücken zu denken, so äußerte er auch jetzt innerlich:

„Und seine guten, ausdrucksvollen Augen überzogen sich mit einer Wolke von Gram . . ."

2.

Die Soldaten gingen zugeweiße ins Quartier. Der Platz wurde leer. Romaschow stand eine Zeitlang unentschlossen auf der Chaussee. Es war nicht das erstmal, daß er während seiner anderthalb Dienstjahre als Offizier dieses quälende Gefühl der Einsamkeit, des Verlorenseins unter fremden, ihm mißgünstig gefinteten oder gleichgültigen Leuten empfand — dieses traurige Gefühl, nicht zu wissen, wo er den heutigen Abend zubringen sollte. Seine Wohnung, das Offizierskasino waren ihm verhaßt. Im Kasino war es jetzt öde; sicher spielten da zwei Fähnriche auf dem schmutzigen kleinen Billard, tranken Bier, rauchten, fluchten und schimpften bei jedem Ball fürchterlich; in dem Raume lag ein abgestandener Geruch von schlechtem Wirtschaftessen — schrecklich! . . .

„Ich gehe zum Bahnhof," sprach Romaschow mit sich selbst. „Ganz egal."

In der ärmlichen jüdischen Ortschaft war nicht ein Restaurant. Die Kasinos für das Militär wie das bürgerliche Kasino befanden sich in höchst traurigem, ödem Zustande, und deswegen bildete der Bahnhof den einzigen Ort, wo die Bewohner bisweilen zechten und aus sich herausgingen, ja sogar Karten spielten. Selbst Damen fuhren zur Ankunft der Passagierzüge hin, woraus ihnen wenigstens eine kleine Abwechselung in der traurigen Ede des Provinzlebens erwuchs.

Romaschow liebte es, abends zum Kurierzuge zur Bahn zu gehen, der hier zum letzten Male vor der preussischen Grenze hielt. Mit sonderbarem Gefühl, fast erregt beobachtete er, wie der nur aus fünf neuen, glänzenden Wagen bestehende Zug schnell hinter der Biegung hervorjagte und mit Voll- dampf an die Station heranzuhr; wie seine Feueraugen schnell wuchsen und brannten, vor sich auf die Schienen helle Flecke warfen, und wie er, schon im Begriff, die Station zu durchfahren, plötzlich zischend und donnernd anhielt — „wie ein Riese, der sich im vollen Lauf an einen Felsen klammert," dachte Romaschow. Aus den durch und durch hell und festlich erleuchteten Waggons traten hübsche, schön gekleidete, feine Damen mit auffallenden Hüten und in ungewöhnlich schönen Kostümen; kamen vornehme, fein gekleidete, unbekümmerte, bestimmt auftretende Herren mit lauten, gebietenden Stimmen, Franzosen und Deutsche, die sich frei bewegten und nachlässig lachten. Niemand von ihnen verwandte jemals auch nur ganz flüchtig die geringste Aufmerksamkeit auf Romaschow; der aber erblickte in ihnen Wesen aus einer ihm unzugänglichen, aus- erlebten, herrlichen Welt, in der das Leben ein ewiger Fest- und Feiertag war . . .

Acht Minuten vergingen. Es läutete; die Lokomotive pffif und der beleuchtete Zug verließ die Station. Schnell wurden die Dichter auf dem Perron und am Büfett ausgelöscht. Mit einemal herrschte wieder düsteres Alltagsleben. Und Romaschow verfolgte stets lange mit leiser, traumhafter Bekümmernis die rote Laterne, die hinten am letzten Wagen gleichmäßig schaukelte und, zu einem kaum bemerkbaren Fünkchen geworden, schließlich in der nächtlichen Finsternis verschwand.

„Ich gehe zum Bahnhof," dachte Romaschow, aber alsbald blickte er auf seine Galoschen und wurde rot vor brennender Scham. Es waren schwere, bis oben hin mit schwarzem, wie Teig so zähem Schmutz bedeckte anderthalb Tschetwert tiefe Gummigaloshen. Solche Schuhe trugen alle Offiziere im Regiment. Dann sah er seinen Mantel an, der ebenfalls wegen des Schmutzes ringsum bis an die Knie abgeschnitten war, an dem Franzen herabgingen, die Knopflöcher ausgerissen und beschmutzt waren — und seufzte. Als er letzte Woche auf dem Perron am Kurierzuge vorbeigegangen war, hatte er eine hohe, stattliche, sehr hübsche Dame in schwarzen Kleide bemerkt, die in der Tür eines Waggons erster Klasse stand. Sie war ohne Hut, und Romaschow konnte schnell, aber genau ihre feine, regelmäßige Nase, die reizenden kleinen, vollen Lippen und das glänzende schwarze, wellige Haar sehen, das vom geraden Scheitel mitten auf dem Kopf zu beiden Seiten auf die Wangen herabfiel und die Schläfen, die Enden der Augenbrauen und die Ohren bedeckte. Hinter ihr stand ein großer junger Mann in hellem Anzug mit annahendem Gesicht und à la Gaby hochgedrehtem Schnurbart; er blickte der Dame über die Schulter. Die Dame sah ebenfalls nach Romaschow hin und zwar, wie ihm schien, mit unverwandter Aufmerksamkeit, und als der Leutnant an ihr vorüberging, dachte er seiner Gewohnheit gemäß: „Die Augen der schönen Unbekannten ruhten mit Wohlgefallen auf der stattlichen, hageren Gestalt des jungen Offiziers."

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Kunstsalons.

Das „Künstlerhaus“ gibt in seiner Ausstellung eine Art gedrängter Uebersicht, ohne daß nennenswerthes Neues geboten wird. Im Mittelpunkt steht ein großes Bild des Engländers Turner, zur Hälfte saucige Braumalerei, zur anderen Licht und sonnig. Eine italienische Landschaft mit Figuren im Vordergrund, ein großer Palast bildet den Hintergrund; so schwerflüssig die linke Seite ist, so leicht und locker und fein verschimmt der rechte Teil. Und dieses Stück gibt ein Bild von der Bedeutung Turners, des englischen Malers, der zur Freilichtmalerei strebte. In der Zusammenfügung dieser beiden heterogenen Teile ist das Bild von besonderem zeitgeschichtlichen Interesse; es sehen zwei Kunstperioden nebeneinander.

Den größeren Teil der Ausstellung nehmen die „Wiener“ ein, alles Namen von älterem Klang. Landschaften von Pettenlofer, Studien von Matarzi, die Erinnerungen an vergangene Zeiten werden. Draperien und schöne Stellungen. Frischer wirken die Landschaften hellgrünen Tons von Schwager, die aber noch zu primitiv sind, um ganz zu befriedigen. In dieser Umgebung wirkt das kleine Bildchen von Alt, eine alte Burg mit Bauern darstellend, altmeisterlich fein. Das Ganze in schiefergrauem Ton gehalten, von weitem als Masse trotz der Kleinheit groß wirkend dank der vereinigen Kraft der Farbe, im einzelnen aber reich an Feinheiten, die darum so nachhaltig wirken, weil sie sich nicht vordrängen, sondern verschwiegen wirken. Ebenso hoch ist ein außerordentlich malerisches Stilleben von Rumpfer zu bewundern, das locker und düftig-weich gemalt ist. Den Hauptton gibt in dem Interieur eine große, silbergraue Gardine, die im Hintergrund leicht fällt und das Ganze so sicher zusammenhält, ein Bild, das allen anderen weit voraus ist.

G. von Nag bringt sich mit drei sentimental Bildern in unliebsame Erinnerung. Die in der Mondscheinlandschaft liegende „Eisabeth“ aus dem „Tannhäuser“ ist schlimm. Bartels stellt ein gutes Seebild aus, grüne Pluten mit überstürzenden weißen Wellenkämmen. Von Uhde sehen wir drei gute ältere Bilder, die den Münchener Maler von bester Seite zeigen. Ein derber, charakteristischer Bauernkopf (Studie), drei ärmliche Kinder auf der Straße vor einem grauen, blumengeschmückten Hintergrund, und die Münchener „Gille Bobbe“. In den beiden letzten Bildern fällt der graue, helle, lustige Gesamttön auf. Das Kinderbild ist leichter, freier, looderer und gibt bei charakteristischer Durchbildung im einzelnen eine schöne aufgelöste Lichtwirkung. Die „Gille Bobbe“ Münchens, eine biedere Höfiersfrau vor dem Maßstrug ist breit in den Gegensätzen des grauen Hintergrunds, der gelblichen Kleidung der Frau und dem Grün des Kruges. Ein reifes Können zeigt sich in der Beherrschung der Mittel.

Leffer Uch stellt einige seiner flüssigen, flüchtigen Landschaften aus, in denen jede Kontur verblaßt und im Haltlosen verschwindet; farbiges Feingefühl und zeichnerisches Unvermögen. S. Kuehl gibt eins seiner besten bekannten Interieurs, diesmal in hellrot, in der ein Mädchen in hellrotem Kleide sitzt. Die holländische Tradition der Interieurmalerei erhält in dem Dresdener Maler, der für Dresden als Ausstellungsstadt viel getan hat, eine moderne Fortbildung.

Das Bild von Grotmeyer „Vor Kolberg 1807“ ist ebenso umfangreich wie harmlos. Es gehört als Illustration vielleicht in ein patriotisches Geschichtsbuch, das sich an grimmigen, härtebeigigen Kriegsbildern erfreut. Mit Malerei hat es nichts zu tun.

So gibt diese Ausstellung, die die verschiedensten Truppen aufmarschieren läßt, gewissermaßen ein Probefortiment. Ohne daß etwas Bestimmtes geboten wird, merkt man doch die Absicht, die Tendenz, die Richtung anzugeben, in der man zu marschieren gesonnen ist.

Im Kunstsalon Keller und Meiner stellt ein junger Künstler aus Weimar aus, der in der sächsischen Kunstschule ausgebildet, speziell ein Schüler des Weimaraner Landschafters Hagen ist: C. Lambrecht. Lambrecht ist Landschaftler, seine Bilder kennen keine anderen Motive als die Darstellung der Natur. Er bevorzugt alte Alleen im Herbst, in denen das Sonnenlicht golden funfelt und die breiten Stämme wie unter einer goldenen Last stehen, Weidenstämme auf lahlern, grauem Felde und Wirken in grüner Wiese. So beschränkt sein Können, so schülerhaft es erscheint, so liegt doch in der in den Mitteln bewiesenen Mäßigung mehr als ein Erkennen der Grenzen. Auf den ersten Blick rechnen wir diese Bescheidenheit nicht hoch an. Wenn wir aber die Landschaften mit den Wirken betrachten, die so intim und warm wiedergegeben sind, so malerisch fein mit dem grauen Boden zusammenstimmen, wenn wir in einzelnen der Alleen die blaue, teilweise ins Violette dämmernde Luft zwischen den Stämmen sehen, so gesehen wir dem Künstler ein tüchtiges, ehrliches Wollen zu. — Die großen Landschaftsbilder wirken vielleicht zuerst etwas bläulich und monoton, es fehlt die intime Belebung. Danach spüren wir auch hier eine Absicht, die besonders in den Werken: „Im Tannengrund“, „In Waldestiefe“, „Am Weiher“ zum Ausdruck kommt. Es ist dies ein Hinströben zum dekorativen Entwickeln impressionistischer Anregungen. Die sahle, stille, bläuhlaue Luft zwischen den aufrechten, beinahe parallel stehenden Stämmen, das grüne und braune Leuchten am Boden, die räumliche Tiefe, das goldige Glimmern in der „Tiefurter Allee“ — all dies ist einheitlich gedacht und zum Ausdruck gebracht, die Bilder sind auf einen Ton gestimmt. Die Feinheit des Ritempfindens ist erhalten, doch weicht die Intimität einer großzügigeren Darstellung. Alles in allem ist Lambrecht kein übertragendes Talent, wohl aber ein verständnisvoller Lerner, ein ge-

schmackvoller Gestalter, der immer weiß, wie weit er seinem Können trauen darf. Da er noch jung ist, so muß sich erst erweisen, wohin er steuert. Aber schon jetzt erkennt man die Ehrlichkeit des Strebens, das in den besten Bildern keine hinreichenden Schöpfungen geschaffen hat, wohl aber erkennen läßt, daß wir es mit einer Begabung zu tun haben, bei der wir an die Möglichkeit freier und eigener Entwicklung für späterhin glauben. Die Anspruchslosigkeit der Motive, das Absehen von effektvollen Arrangements in der Landschaft, das gründliche Studium der Naturerscheinungen, das Aufmerken auf malerische und speziell kompositionelle Werte, so daß der zufällige Wirklichkeitsauschnitt wirklich ein Bild wird, ohne dessen Ziel durch Uebertreibung der Gegensätze erreichen zu wollen, dieses ernsthafte Eindringen in die Natur und Absehen von außerhalb des Malerischen liegenden Reizungen sentimental-stofflicher Art läßt Gutes erhoffen. Es ist ein Suchen darin, bei dem man manchmal die Empfindung hat, der Künstler sei zu bescheiden und trauere sich zu wenig heraus. Und das ist besser und verheißungsvoller als das sonst übliche Dramatisieren, Proben und Uebertreiben.

Die Kunstsalondung Gurlitt kündigt ihre Wiedereröffnung als Salon für diesen Winter an. Hoffen wir, daß der jetzige Leiter denselben untrüglichen Blick für die Entwicklung der Malerei besitzt wie sein Vorgänger. Die Ausstellungen des alten Salons Gurlitt sind noch in bester Erinnerung. Sie brachten alles, was jetzt Ansehen genießt, und ihr Besuch war immer ein Genuß wie eine Belehrung. Zudem herrschte dort ein stiller Geist der Einkehr, und das Geschäftliche trat nicht so in den Vordergrund. Ein solcher Salon ist für Berlin jetzt eine Notwendigkeit und wir nehmen an, daß er die Lücke ausfüllt, die der allzu einseitig moderne Kunstsalon Cassirer läßt. Was den Salon Gurlitt auszeichnete, das war die taktvolle Haltung, die er allem Neuen gegenüber einnahm. Jede Uebertreibung fehlte. Und dennoch ließ sich der Leiter durch nichts beirren. Er gab eine Auswahl, die jederzeit über das Streben der Gesamtheit einen Ueberblick gab. So lenkte er die Meinungen und diente wiederum selbst der Notwendigkeit der Geschichte.

Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

ts. Von den Fleischtopfen Aegyptens. Jedesmal, wenn ich mich bei meinen Einläufen über die hohen Fleischpreise ärgere, muß ich mit Sehnsucht der Fleischtopfe Aegyptens gedenken.

Und es taucht vor meinen Augen jenes kleine, russisch-polnische Grenzdorfchen auf, in dem ich die ersten Jahre meiner jungen Ehe verbrachte.

Als geborene Berlinerin konnte ich mich natürlich nur schwer an die dortigen Verhältnisse gewöhnen; eines aber söhnte mein Hausfrauenberz immer wieder mit manchem Ungemach aus: das waren die nach unseren Begriffen lächerlich niedrigen Preise für Lebensmittel, vor allem für Fleisch.

Dabei waren wir vom deutschen Vaterlande nur durch ein schmales Flühchen, die Drenzena, getrennt.

Sogar den grünrückigen preussischen Gendarm konnten wir drüben entlang spazieren sehen; konnten sehen, wie er so mancher acmen Tagelöhnerfrau, die sich billigen Sonntagsbraten für ihre hungrigen Kinder unter Ziegenfutter oder Gemüse verpfeft, aus Rußland herübergeholt hatte, das Fleisch konfiszierte und die Arme noch obendrein zur Anzeige brachte.

Und ein so ungeheures Verbrechen ist durch keine Geldstrafe zu sühnen, darauf steht unfehlbar Gefängnis; natürlich nur wegen der Verschleppungsgefahr der Viehkrankheiten. Wie man sich diese Krankheitsübertragung indessen vorstellt, ist mir zweifelhaft geworden, als man mir einmal sogar ein Stück gebratenes Fleisch konfiszierte, das ich einer kranken Tante über die Grenze bringen wollte. Ob man meinte, daß die Tante davon die Maul- und Klauenseuche hätte kriegen können oder das preussische Rindvieh, an dem ich mit dem Fleisch vorüberfuhr?

Sogar Leibesvisitationen sind den Frauen aus dem Volke gegenüber an der Tagesordnung, während die elegante Gattin des preussischen Großgrundbesitzers, die Kabiartönchen in die Librectaschen ihres Kutschers versenkt, unbehelligt über die Grenze fährt, oder Katete mit Tee und Sardinenbüchsen zwischen das Pelzfutter ihres Mantels schiebt, wo sie eben niemand sucht.

Dabei ist in dem ganzen preussischen Grenzdistrikt von zirka 1500 Einwohnern ein einziger Fleischer, den notorisch noch nie jemand schlachten gesehen hat.

In allen Grenzbezirken gilt bei Arm und Reich, was Defraudation anbetrifft, nur das Gebot: „Laß Dich nicht erwischen.“ Um die anderen zehn kümmert man sich weniger. Ich weiß nicht, ob es die nahe russische Grenze ist, die so demoralisierend wirkt.

Wir drüben im heiligen Rußland hatten noch den Vorzug, uns gänzlich ohne Zollstrupel dem billigen Fleischgenuß hingeben zu können.

Zum Ergöhen (oder wärens Tantalusqualen?) der Berliner Hausfrauen will ich nur einige Ziffern hier anführen:

So kostete — es war um 1890 — das Pfund gutes Rind- oder Schweinefleisch 15—18 Kopelen, also 25—30 Pf. nach derzeitigem Rubelkurs. Eine große Rinderzunge erhielt man für 30 Kopelen = 55—60 Pf. Kalbfleisch war weniger begehrt und das vorhandene darum noch billiger: 10—12 Kopelen = 20 Pf. das Pfund. Junge

Tauben bekam man ebenfalls schon für 10 Kopelen = 18—20 Pf. das Paar.

Es wollte mir zuerst gar nicht einleuchten, daß eine politische und geographische Grenze auch in den Wirklichkeitsverhältnissen zweier so eng bei einander liegenden Ortlichkeiten einen so einschneidenden Unterschied in der Lebensführung machen kann.

Aber links von der Dreiwenzabridge steht auf sauberen, schwarzweißen Pfählen das Wort: „Preußen“, und da hat alles stramm zu stehen. Und rechts sind die etwas weniger sauberen Planken rot gestrichen, und da liegt alles auf dem Bauche, sogar die Grenzwehnen, die sich behaglich auf den Kartoffelsäckern rekeln. Nur dürfen sie dabei niemals den Finger vom Gelwehrhahn lassen, denn die Grenzen werden scharf bewacht und punkt 8 Uhr abends wird Aufschuß zugeschlossen.

Ich mußte immer an das Andersensche Märchen denken: „Da ging der Prinz in sein Königreich und schloß die Tür hinter sich zu.“ Das große Tor inmitten der Brücke klappt zu, und keine Maus darf mehr hinüber.

Die einzigen, die die Grenze selbst dann nicht respektieren, sind die polnischen Marinkas und Katinkas von der preussischen Seite, die ihren kriegerischen Kostensack auch nach 8 Uhr abends noch mühselig durch Gitterstäbe hindurch — küssen.

Theater.

Lessingtheater. Benignens Erlebnis. Zwei Akte von C. von Kehlerling. Hanneles Himmelfahrt. Traumbildung von Gerhart Hauptmann. — Mit unergleichlich größerer Spannung als die Premiere wurde Hauptmanns wundervolle Traumbildung erwartet. Seit langem ist das Stück in Berlin nicht mehr gespielt. Die Direktion des Kgl. Schauspielhauses, in dem das „Hannele“ vor mehr als einem Jahrzehnt seine Erstaufführung erlebte, hat das Rollenwiderige eines solchen Seitensprungs, sei es in nachträglicher Selbstprüfung, sei es auf einen Wink von oben, bald eingesehen und das einzige bedeutungsvolle Drama, das überhaupt je Einlaß in diese geheiligte Stätte offizieller Tradition gefunden, prompt aus dem Repertoire gestrichen. Hauptmann ist kein hoffähiger Poet; wer „Die Weber“ geschrieben, rangiert zur Nimmstinkunst.

Die Hanneleszenen werden leben, wenn von dem Lebenswerk des Dichters viel, das meiste schon vergessen sein wird. So ergreifend, so wahr und tiefinnig bedeutsam hat noch kein Dramatiker Wirklichkeit und Traum in eins gesponnen. In den Fieberdelirien des zertretenen, liebebedürftigen Kindes, das im Armenhaus sein Leben ausschaut, enthüllen sich all seine still verschwiegenen Seelengeheimnisse, enthüllt sich darüber hinaus in individuellster Form ein Allgemeines, jener uralte ewige Zusammenhang von Leiden und Glauben, der Ursprung religiöser Vorstellungen aus den Wünschen und Bedürfnissen des im ausweglosen Elend verjähmachten Herzens. Die gleiche Sehnsucht, die Hannele zur bunten, frohen Märchenwelt zieht, lebt auch in ihrem Christus- und Himmelsglauben; wunderbar zart und rührend hat Hauptmann das Zueinanderfließen dieser beiden Welten in Hanneles Phantasien dargestellt; ihr Christus ist ein echter Märchenchristus, trägt die verklärten Züge des sanften Lehrers Gottwald, zu dem ihr Mädchenstimm in schwärmerischer Liebe aufschaut. Immer glänzender, herrlicher werden die Bilder, die sie träumt. Angetan wie eine Prinzessin liegt sie im gläsernen Sarge, ehfurchtsvoll, jedes Unrecht ihr abittend, drängen sich die Schulkinde um sie, die Nachbarn flüstern, sie sei eine Heilige, Gottwald-Christus scheidet den rohen Reinger, den Stiefvater, hinweg, heißt sie liebevoll aufstehen und verkündet die Herrlichkeit der Himmelsfluren, die Engel singen. Da plötzlich erlischt das Licht; das Armenhaus ist wieder Armenhaus, der Doktor beugt sich über Hanneles wundenbedeckten Körper. Trüb nickt er der Krankenschwester zu: das Kind ist tot.

Die Aufführung bot vieles Treffliche. Oskar Sauer spielte den Lehrer Gottwald, Elise Lehmann die freundliche Krankenschwester, die in der Gestalt der toten Mutter erscheint, ein Fräulein Ida Orloff, die das kindliche mit sicherem Instinkt traf, gab das Hannele. Freilich, gemessen an dem mächtigen Eindruck, den die Dichtung beim Lesen macht, entsprach die Wirkung nicht völlig der Erwartung. Hier und da störte etwas in der Deklamation. Die Verse, die die drei Engel sprachen, klangen im Tonfall wenig überirdisch, und Hedwig Pauly blieb in ihrer kleinen, aber für die Stimmung außerordentlich wichtigen Episodenrolle trocken monoton. Vor allem aber verlangsamte jede Aufführung naturgemäß das Tempo, indem die Eindrücke beim Lesen aufeinanderfolgten. Sie kann das rasch Vorüberfließende, was doch zum Wesen des Traumes gehört, nicht ungeschmälert wiedergeben. Immerhin, es war eine Erquickung, wie man sie selten im modernen Theater erlebt.

Die vorausgehenden zwei Akte des Grafen Kehlerling, des Verfassers von „Frühlingsopfer“, brachten es trotz der warmen Aufnahme, die sie in München gefunden, hier nur zu einem lauen Nüchternfolge. Der Stoff hätte von dem feinsinnigen Erzähler zu einer sehr interessanten Novelle bearbeitet werden können, aber bei der Eingängigkeit in die dramatische Form ist das, worauf es ankam, die Psychologie Benignens, in ziemlich kümmerlichen Anfängen stecken geblieben, hat die Gegenüberstellung der Personen und die „Handlung“ ebenso wie der Dialog etwas thesenhaft Konstruierbares erhalten. Wenigstens leidet unter dem öden Gleichmaß ihres Kontextenlebens. Keinen Ton aus der Welt da draußen, so will es der alte, konservative, fränklich-gänzliche Baron, soll durch die

Mauern seines Wiener Schlosses dringen. Sie, die Gehegte und Gepflegte, träumt von Freiheit, Sturm und Drang, Abenteuern und Leidenschaften, von einer „Wirklichkeit“, die ihre matten Nerven aufpeitschen soll. Da wird ein Mensch aus dieser fremden Welt, ein im Revolutionskampf verwundeter Student — das Stück spielt im dem Wien des Jahres 48 — ins Schloß gebracht. Sie will ihn hüten, endlich einen Roman mit ihm verleben. Aber nun trifft das sensationslustige Fräulein ein Hauch der schmerzhaft wahren Wirklichkeit. Die Wunde ist ernsthaft, bar jeder Poesie, und der Sterbende stößt in ächzendem Todeskampf die romantische Dame von sich. Ein rauher Windstoß, und sie flieht zurück in die wartierte stille Scheinwelt, von der der philosophische Onkel sagt, daß in ihr allein „Schönheit“ gedeihen könne. Die Darstellung des kleinen Stimmungsbildchens, in dem Irene Triesch, Margarete Albrecht, Reicher, Wassermann und Karr zusammenwirkten, war vollendet. — dt.

Medizinisches.

hr. Nachwirkungen der Leuchtgasvergiftung. Häufig genug kommen Vergiftungen durch Leuchtgas vor, meist durch Unvorsichtigkeit, seltener absichtlich zum Zweck des Selbstmordes. Das Leuchtgas wirkt wie alle Kohlenwasserstoffe auf das Blut, der rote Blutfarbstoff wird verändert und verliert die Fähigkeit, in der Lunge den für die Vorgänge des Lebens so notwendigen Sauerstoff aufzunehmen. Eine Art Erstickungstod tritt ein. Kommt rechtzeitig Hilfe, wird den Lungen statt des Leuchtgases Luft zugeführt, so kann eine Erholung und oft sogar eine völlige Genesung eintreten, so daß die mit Leuchtgas vergiftete Person späterhin keine nachteiligen Folgen zu tragen hat. Bisweilen hat aber die geschädigte Veränderung des Blutes zur Folge, daß einzelne Körperteile, die besonders empfindlich auf eine Zufuhr veränderten, verdorbenen Blutes antworten, schwer erkranken, so daß als mittelbare Folge der Gasvergiftung sogar noch nach Wochen der Tod eintritt. In dieser Hinsicht sehr lehrreiche Fälle beschreibt Dr. Krembholz in der „Wiener Mediz. Wochenschrift“. In einem Fall trat nach Tagen eine Erweichung einzelner Gehirnteile auf, die sich in schwerer, geistiger Störung und Unfähigkeit, die Sprache zu gebrauchen, äußerte. Eine Heilung erfolgte nicht. Der zweite Fall zeichnete sich dadurch aus, daß zunächst mehrere Tage nach der Vergiftung mit Leuchtgas an der Haut des Bauches dunkle Flecken auftraten, sie wurden im weiteren Verlaufe brandig, zersieten und wurden schließlich der Sitz einer eitrigen Entzündung. In diese schloß sich eine Blutvergiftung an und die Patientin starb. Solche Fälle mahnen doppelt zur Vorsicht, denn nicht baldiger Tod oder baldige Heilung sind nach Leuchtgasvergiftung zu gewärtigen, sondern oft auch schweres Siechtum oder langes qualvolles Leiden mit tödlichem Ausgange. —

Humoristisches.

— Kann stimmen. Kommerzienrat (verschiedenen Gästen sein kürzlich erworbenes altes Schloß zeigend): „Was meinen die Herren, wie lange der Feu hier schon wuchert?“

Gast: „Na, jedenfalls schon länger wie Sie, Herr Kommerzienrat!“

— Ausrede. Richter (zum Angeklagten): „Sie haben den Kläger wiederholt einen faubummen Kerl genannt!“

Wauer: „Ja, er is a weng schwerhörig!“

— Ein Choliker. „I muß wen hab'n, an dem i als mei' Wit auslassen koa. Entweder i heirat' oder i schaff' mir a Tölephon an.“

(„Regendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Im Verlage von Johann Sassenbach, Berlin, erscheint demnächst unter dem Titel „Aus Welt und Einsamkeit“ ein neuer Band Gedichte von Otto Krille. Preis 60 Pf.

— „Die Liebesmüden“, ein neues dreiaktiges Lustspiel von Felix Dörmann, ist im Verlage der Wallishäuser'schen Buchhandlung in Wien erschienen. —

— Ein neues Wort wurde gelegentlich eines jüngst in London abgehaltenen Kongresses für Gesundheitspflege gemünzt. Es trifft allerdings zunächst auf Londoner Verhältnisse zu, dürfte sich vielleicht aber auch in anderen Großstädten einbürgern. Es lautet „smog“ und ist zusammengesetzt aus den englischen Worten „smoke“ (Rauch) und „fog“ (Nebel). Daraus wird seine Bedeutung bereits genügend klar, denn es bezeichnet einen schwarzen Nebel, wie er sich in Städten mit lebhafter Industrie während der kälteren Jahreszeit häufig bildet, für London aber geradezu berühmt oder vielmehr berüchtigt ist. —

— Das dreiaktige Schauspiel „Moschus“ von Ernst vom Hofe ist vom Raimund-Theater in Wien erworben worden. —

— Die Oper „Das ewige Feuer“ von Richard Wey kommt in diesem Winter im Stadt-Theater zu Hamburg zur ersten Aufführung. —

— io. Argentinien hat die gesamte Ausstattung der eingegangenen Wetterwarte auf dem Ven Newis, dem höchsten Gipfel Großbritanniens, angekauft. Die südamerikanische Republik beabsichtigt, eine Reihe antarktischer Stationen für meteorologische und magnetische Beobachtungen zu schaffen. —